

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Suchet, so werdet ihr finden!

[urn:nbn:de:bsz:31-339382](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339382)

gemacht, denn die Gäste klagten über den Wein, weil er nicht mehr so gut sei wie sonst. Der in seiner Ehre getränkte und doch so gewissenhafte und sorgfältige Küfer, vertheidigte sich wacker und wollte keine Schuld auskommen lassen.

Während des Wortwechsels war des erbosten Wirthes Söhnlein in den Keller gekommen und wurde, in seiner kindlichen Offenherzigkeit, des angeklagten Küfers Advokat, indem es sagte: „Aber, Vater, die Kunden finden erst den Wein nicht mehr so gut, seitdem ich gesehen habe, daß du Wasser in die Fässer geschüttet hast; der Küfer war ja damals nicht im Keller.“

Suchet, so werdet ihr finden!

(Mit einer Abbildung.)

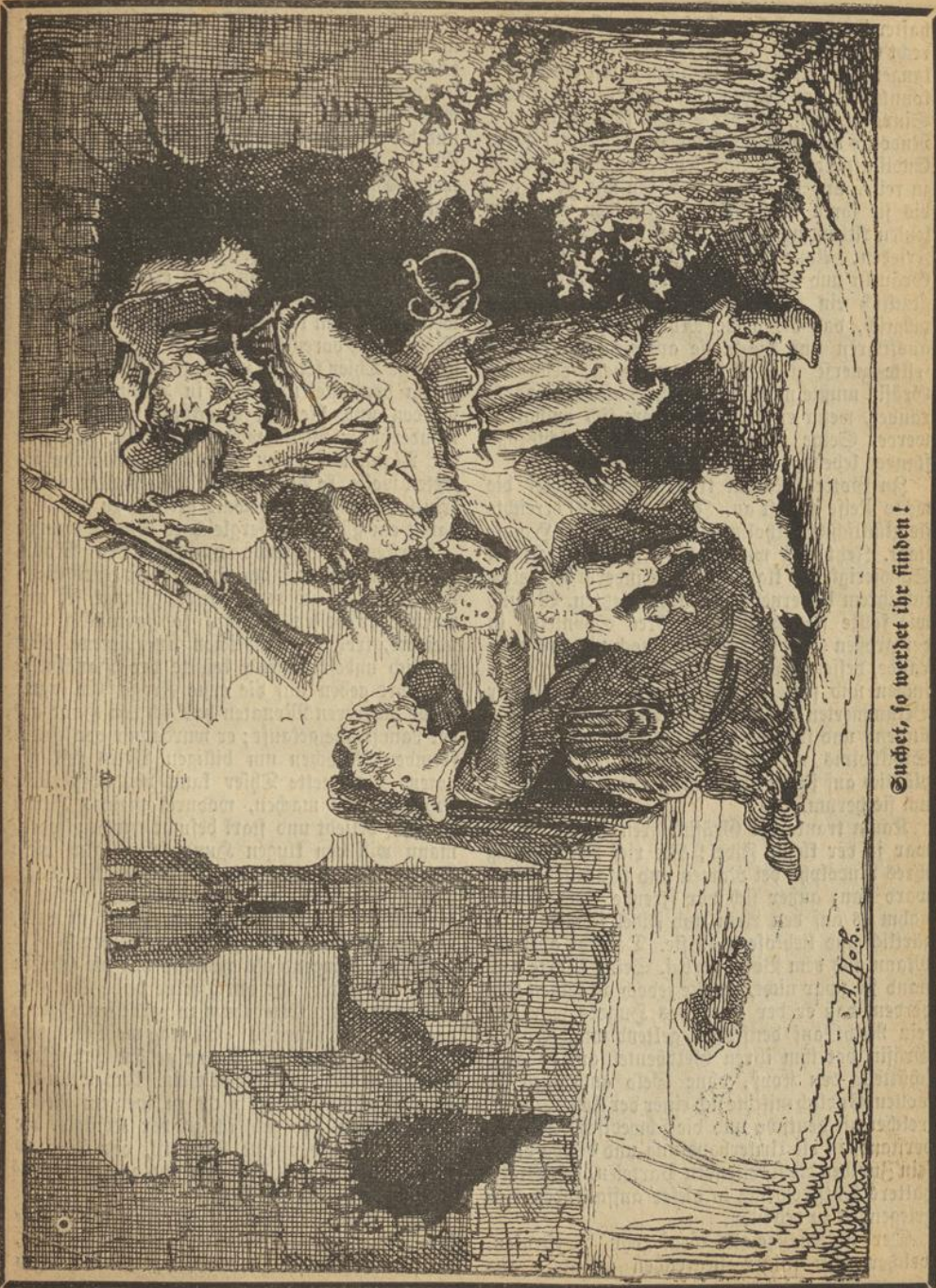
Zur Zeit des blutigen dreißigjährigen Krieges hatte der schwedische General Torstenson den kaiserlich-österreichischen Feldherrn, Grafen Galas, an der Elbe geschlagen und sein Heer auseinandergesprengt. Nun stand zu befürchten, daß die siegreichen Schweden mit aller Macht eindringen würden in die österreichischen Lande. Darum sammelten die kaiserlichen Generale Hagfeld und Gßy mit dem größten Eifer, der größten Anstrengung, eine neue Armee und zogen, von bayerischen Hülfstruppen unterstützt, nach Böhmen, um daselbst den vordringenden Feind zu erwarten und ihm kräftigen Widerstand zu leisten.

Solches geschah im Frühling des Jahres 1645. Bei dieser Gelegenheit schlugen die kaiserlichen Truppen ihr Lager in mehreren Dörfern auf, welche der Gräfin Chotel gehörten, und beide Heerführer, die Grafen Hagfeld und Gßy, nahmen sogar ihr Quartier in dem Chotel'schen Schlosse. Die noch junge, seit einem Jahre erst verwittwete Gräfin, befand sich in trauriger und bedrängter Lage. Ihr Gatte, den sie herzlich liebte, hatte ihr ein vierjähriges Söhnlein, den kleinen munteren Rudolph, hinterlassen, daher sie ganz schutzlos war in diesen schweren kriegsrischen Zeiten. Es fehlte zwar nicht an Bewerbern, welche die schöne und reiche Wittwe als Ehegemahl zu schützen begehrten. Besonders einige unbemittelte Vettern des verstorbenen Grafen, die gar gerne durch ihre Hand in den Besitz der großen und einträglichen Güter gelangt wären, bestürmten die Einsame mit ihren Bewerbungen. Gräfin Chotel aber konnte sich durchaus nicht zu einer zweiten Ehe entschließen, wodurch ihr liebes Söhnlein einen Stiefvater erhalten hätte. Sie vertraute fest auf Gott, den Schutz und Hort der Wittwen und Waisen.

Am 5. März 1645 wurde die Schlacht bei

Jankowitz geschlagen und von den Schweden gewonnen. Die Sieger erstürmten das in der Nähe der Wahlstatt gelegene Schloß Chotel, plünderten daselbe und steckten es schließlich in Brand. Die bestürzte Gräfin hatte sich mit ihrem Söhnlein und einem Hündchen, Fidel genannt, das seiner Herrin sehr anhänglich war, in einem unfern des Schlosses gelegenen unterirdischen Gewölbe verborgen und wartete hier angstvoll und bellommen das gräßliche Toben der plündernden Kriegsmänner ab. Endlich ward es still, und die Unglückliche wagte sich hervor aus ihrem Versteck; sie wollte Hülfe und Nahrung suchen für den weinenden und hungernden Rudolph. Doch wer beschreibt ihren Schrecken und ihr Schmerzgefühl, als sie, statt des stolzen und schönen Schlosses, nur rauchende Trümmer, Verwüstung rings umher erblickte. Das jammernde Söhnlein an das zagende Mutterherz gedrückt, schaute sie betend gen Himmel. Plötzlich stürzte ein schwedischer Soldat hinter einem Pfeiler hervor und legte seine Kugelbüchse auf Mutter und Kind an. Doch, wie von Gottes unsichtbarer Hand zurückgehalten, senkte der Mann sein Morgengewehr und fragte barsch und rauh, ob sie die Gräfin Chotel wäre und der Kleine ihr Söhnlein? Auf der Zitternden bejahende Antwort, riß er das Kind aus ihren Armen. Das verzweifelte Widerstreben der Gräfin reizte den Schweden zur Wuth, und mit der einen Hand das Knäblein haltend, stieß er mit der anderen den Flintentolben ihr so gewaltig auf die Brust, daß sie kraftlos und erschöpft zusammenbrach und besinnungslos am Boden lag. So fanden sie nach kurzer Zeit die zurückkehrenden Dienstleute des Schlosses, und die zwischen Tod und Leben schwebende Gräfin wurde auf das Gut eines ihrer Verwandten gebracht, woselbst sie mehrere Wochen lang mit schwerem Siechthum zu kämpfen hatte. Von dem geraubten Söhnlein war und blieb jegliche Spur verschwunden, wie auch von dem kleinen treuen Hunde, der vermuthlich Rudolph's Räuber nachgelaufen war.

Endlich genas die trostlose Mutter, doch Tief-sinn und Behmuth erfüllten ihre Seele. Zur weiteren Pflege vertrauten ihre Verwandten sie einem Kloster an. Die Vettern aber ihres verstorbenen Gatten nahmen habgierig Besitz von den schönen und einträglichen Gütern, welche blos in der männlichen Linie erblich waren. Der nunmehr verarmten Gräfin setzten die Herzlosen ein mäßiges Wittwengehalt aus. Dank der ihr im Kloster gewordenen sorgfamen Behandlung wurde sie nach einigen Jahren gesund an Leib und Seele und gedachte natürlich jetzt um so leb-



Euchet, so werdet ihr finden!

A. Hoff.

von Schwaben
 bod in der
 hofel, Wintern
 in Prant. Da
 ihrem Einde
 mannt, das
 einem unter
 en Herolde
 und blomm
 inden Kriege
 ill, und die
 ihrem Beside
 fuchen für
 uloh. Doch
 ihr Schme
 gen und sch
 mer, Verni
 mmernde S
 gebricht, h
 lich fürte
 Weiler ker
 of Witter
 es unfe
 er Wam
 und raub, d
 der Klom
 bejehende
 Wram. De
 schin nie
 einen fust
 mit der an
 auf die
 mmenbro
 Es janden
 en Dienst
 Tod und
 Gut ein
 lit sie me
 am ja kün
 klein wor
 wie auch
 ermäßig
 ter, doch
 e Seele. J
 bemoant
 der ihm
 sig Reig
 hüttern,
 welche
 ch waren.
 Die
 die Jerg
 Dant der
 Behandl
 und an
 ht um

hafter ihres geraubten Söhnleins; sie überlegte recht ernstlich, wie sie wieder in dessen Besitz gelangen könnte, falls er noch am Leben wäre. Sie konnte den trostreichen Gedanken nicht aus dem Sinne schlagen, daß der Soldat ihren herzlieben Rudolph nur geraubt, aber nicht getödtet habe. Endlich stand ihr Entschluß fest, von Land zu Land zu reisen und nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis sie ihren Sohn wieder gefunden oder den letzten Athemzug gethan hätte. Der westphälische Frieden, Anno 1648 geschlossen, hatte den Gräueln und Schrecknissen des langen Krieges glücklich ein Ziel gesetzt, und so war es denn möglich, daß die arme Mutter ihren Vorsatz ausführen und die Reise antreten konnte. Es sollte zuerst nach Schweden gehen, denn die Gräfin mußte natürlich denken, daß der Kindesräuber, wenn er noch lebte, dort sich aufhalten werde. Seine Gestalt und seine Gesichtszüge standen lebendig vor ihrer Seele.

In Gottes Namen trat Gräfin Chotel die weite Reise getroßt an. Im Jahr 1650 erreichte sie glücklich Stockholm, Schwedens schöne Hauptstadt. Jetzt aber wurden ihr erst die unsäglichen Schwierigkeiten klar und alle Hindernisse, welche sich ihrem Unternehmen entgegensetzten. Wo und wie sollte sie den Räuber ihres Söhnleins in der großen Stadt und in dem noch viel größeren Lande, dessen Sprache sie nicht einmal verstand, suchen und finden? Der treue Gott half der Bekümmerten aus der Noth! Als sie eines Tages sinnend und sorgend durch die belebten Straßen Stockholms wandelte, kam ein kleiner Hund plötzlich auf sie zu und sprang mit Freudenthellen um sie herum.

Kaum traute die Gräfin ihren Augen! Das war ja der kleine Fidel! Sie rief den Liebling ihres Rudolphs bei Namen und das kluge Thier ward ganz außer sich vor Freude. Die Gräfin nahm es auf den Arm und Fidel schmiegte sich zärtlich und lieblosend an sie. Da trat aber ein Mann aus dem Volke herbei. Seine Worte verstand sie zwar nicht, merkte jedoch an seinen Gebärden, daß er der Herr des Hundes war und sein Recht auf denselben geltend machte. Die Gräfin bot ihm ihren Geldbeutel an, er aber schüttelte den Kopf, ohne Geld annehmen zu wollen. Endlich mischte sich einer der Umstehenden, welcher die deutsche und die schwedische Sprache verstand, in die Unterhandlung und bewog durch sein Zureden die stehenden Parteien, des Statthalters Entscheidung in dieser auffallenden Angelegenheit zu erbitten.

Der Feldmarschall Graf von Torstenson, welcher nach seiner siegreichen Rückkehr aus

Deutschland von der Königin Christine, die ihrem Vater, Gustav Adolph, auf dem schwedischen Throne nachgefolgt, zum Statthalter des Landes ernannt worden war, saß eben in seinem Arbeitszimmer, als einer seiner Diener eintrat und die Gräfin Chotel aus Böhmen anmeldete. Er ließ ihr sogleich sagen, daß er bereit sei zu ihrem Empfang. Die Gräfin erschien in Begleitung jenes Mannes, der den kleinen Fidel, die Ursache des Zwists, unter dem Arme trug. Sie entschuldigte sich zuerst wegen ihrer etwas ungewöhnlichen Begleitung und erbat sich sodann des Statthalters Beistand gegen den Mann, welcher ihr den kleinen Hund, ihr rechtmäßiges Eigenthum, vorenthalten wollte. Daß ihr so zugegangene Thier sei ihr, während des Krieges, auf ihrem verwüsteten Schloß in Böhmen geraubt worden und hier in Stockholm habe sie es wunderbarer Weise wieder gefunden. Da nun der Mann um keinen Preis den Hund ihr abtreten wolle, so bitte sie den Statthalter, seinen Einfluß und seine Gewalt geltend zu machen, damit ein gütlicher Vergleich zu Stande komme.

Torstenson befragte nunmehr den Mann, seiner Aussage nach der Hausknecht eines Gasthofes, wie er zu dem Thiere gelangt sei und warum er dessen Verkauf so hartnäckig verweigere, trotz des reichlichen Anerbietens. Nur ziemlich unbefriedigend konnte der Hausknecht Antwort geben auf die erste Frage. Er sagte: „Vor mehreren Monaten hab' ich den Hund auf der Landstraße gekauft; er wurde mir von einem fremden Mädchen um billigen Preis feil geboten. Das nette Thier kann viel possierliche Kunststücke machen, wodurch meines Herrn Gasthof beliebt und stark besucht wurde; jedermann will den klugen Hund sehen. Auf diese Weise gibt's häufig gutes Trinkgeld für mich, was ist er mein und bleibt mein. Und wenn der Herr Statthalter mir nicht zu meinem Rechte verhelfen will, so geh' ich zu der Königin, die sich, da sie selber eine Frau ist, von Weiberthranen gewiß nicht bestechen und zur Ungerechtigkeit bewegen lassen wird.“

Ebenso dringend als rührend bat die Gräfin den Statthalter, ihr durch seine hohe Stellung wieder zu ihrem Eigenthum zu verhelfen. Jedoch der Hausknecht meinte: „Es mag wohl sein, daß der Hund früher der Dame gehört hat. Jetzt aber ist er mein und bleibt mein. Und wenn der Herr Statthalter mir nicht zu meinem Rechte verhelfen will, so geh' ich zu der Königin, die sich, da sie selber eine Frau ist, von Weiberthranen gewiß nicht bestechen und zur Ungerechtigkeit bewegen lassen wird.“

Zuvörderst ließ Graf Torstenson den Hausknecht sammt dem Hunde der Wache übergeben, um mit der Gräfin allein reden zu können. „Ich

bedauere recht sehr,“ nahm er nun das Wort, „Ihre Bitte nicht erfüllen zu können. Der Hund ist jetzt, ohne alle Frage, dieses Mannes Eigenthum. Auch wenn das Thier während des Krieges Ihnen weggenommen worden, so können Sie dasselbe doch nicht zurückfordern, da ein anderes, wie Sie wissen, zu solcher Beute berechtigt ist nach der Sitte unserer Zeit.“

Bei diesen Worten brachen die Thränen der Gräfin reichlich hervor, und gerührt sprach der Statthalter weiter: „Ich kann unmöglich glauben, daß Sie um den kleinen Hund, er mag noch so klug und anhänglich sein, bittere Thränen vergießen können. Hier muß noch ein anderes Geheimniß vorhanden sein, welches Ihnen den Besitz des Thieres so überaus werthvoll macht. Bitte, schenken Sie mir in dieser Hinsicht volles Vertrauen, damit ich Ihnen, nach besten Kräften, mit Rath und That beistehen kann.“

Hierauf erzählte ihm die Gräfin Chotel jene ganze betäubende Geschichte, welche wir bereits kennen, und sagte schließlich: „Die Hoffnung lebt in mir, der barmherzige Gott werde mich mein Söhnlein hier finden lassen. Zu dessen Entdeckung kann mir der zu gleicher Zeit abhanden gekommene Hund von größtem Nutzen sein. Ich will jeden Preis gerne dafür bezahlen und jedes Opfer bringen, um wieder in den Besitz des treuen Thieres zu gelangen.“

Mit herzlicher Theilnahme hatte der Statthalter die traurige Erzählung vernommen, und kaum hatte die suchende Mutter all ihr Anliegen berichtet, so sprach er weichgestimmt: „Ob Ihr Sohn noch lebt, weiß ich freilich nicht. Das jedoch möchte ich ganz entschieden behaupten, daß er in jener Schreckensstunde nicht getödtet worden ist. Der lange Krieg hatte meine Soldaten wohl hart und rauh gemacht, aber zu solch einer grausamen That, zum Kindesmord, halte ich keinen derselben fähig!“

Auf seinen Befehl wurde nun der Hausknecht in ein Nebenzimmer gebracht. Des Grafen triftige Vorstellungen und Versprechungen, zu denen sich vermuthlich auch eine oder die andere Drohung gesellte, bewogen endlich den Schweden, ihm das Thier ziemlich theuer zu verkaufen. Die Gräfin erhielt nun den ihr so werthen Fidel von dem menschenfreundlichen Statthalter zum Geschenk, der ihr zugleich das Anerbieten machte, während ihres Aufenthalts in Stockholm bei seiner Gemahlin zu wohnen, damit er sich selbst ihrer Angelegenheit desto besser annehmen und thunlichst fördern könnte. Mit dankbarem Herzen nahm die Gräfin des freundlichen Mannes Geschenk und Erbieten an. Von diesem Tage ab be-

zog sie des Statthalters Palast, dessen edle Gattin ihr mit großer Liebe und Theilnahme entgegenkam. Torstenson, seinerseits, ließ sich keine Mühe verdrücken, um dem Räuber des kleinen Rudolphy auf die Spur zu kommen und erließ deshalb sogar einen Aufruf, worin er demjenigen gute Belohnung versprach, welcher genaue Auskunft geben könnte über die eigentliche Herkunft des, wegen seiner großen Klugheit, allgemein bewunderten Hundes, den er nun selbst dem Hausknecht des Gasthofes abgekauft habe.

In Folge dieses Aufrufs meldete sich niemand weiter, als ein junges Mädchen, welches berichtete, daß seine verstorbene Mutter, die während mehrerer Jahre in einem schwedischen Regimente den Krieg als Marketenberin mitgemacht, den Hund bei ihrer Heimkehr nach Schweden zum Begleiter hatte. Doch habe sie das Thier nie recht leiden können. Auf der Mutter Geheiß habe das Mädchen den drolligen Hund endlich an einen Mann verkauft, der ihm auf der Landstraße begegnet.

Des Mädchens Aussage stimmte somit ganz genau mit der des Hausknechts überein. Allein auf welche Weise die verstorbene Mutter zu dem Hunde gekommen, das konnte die Kleine durchaus nicht sagen. Somit hatte dieser Aufrufsversuch des Statthalters nicht die gewünschte Folge, und doch konnte die Gräfin Chotel sich immer nicht entschließen, die schwedische Hauptstadt zu verlassen und nach Böhmen zurückzukehren. Eine Stimme im bekümmerten Mutterherzen verhiess ihr, daß Gott dennoch ihre heißen Gebete erhören und ihr das verlorene Söhnlein wiedergeben werde.

Aber leider, nun erkrankte der Feldmarschall Torstenson plötzlich und starb am 7. April 1651, in einem Alter von noch nicht achtundvierzig Jahren. Seine Gattin ließ des Theuern entseelte Hülle auf ihr fern von Stockholm gelegenes Gut bringen, wohin sie sich selbst zurückziehen beschloß. Sie hat die Gräfin, ihre Begleiterin zu sein auf dieser Reise, eine Bitte, welche dieselbe gen erfüllt, da sie dem Verstorbenen in herzlicher Dankbarkeit ergeben war und mit inniger Liebe an der edeln und menschenfreundlichen Wittwe hing. — Fidel blieb natürlich auch nicht allein im öden Sterbehause zurück.

Der Leichnam des Feldmarschalls wurde mit militärischer Feierlichkeit auf seinem Stammgute bestattet. Viele alte Krieger, die längst schon das Heer verlassen hatten, strömten von nah und fern herbei, um ihrem ehemaligen tapfern Anführer die letzte Ehre zu erweisen. Schon war der Sarg in der Familiengruft beigesetzt worden

und die beiden trauernden Frauen hatten sich bereits auf das Schloß zurückgezogen, als plötzlich wildes Geschrei, tobender Lärm vom Dorfe her zu ihren Ohren drang. Verwundert eilten sie auf den Söller, von dem sie freie Aussicht hatten. Sie gewahrten in der Ferne eine große Volksmenge, die anfangs lärmend hin und her wogte, dann aber mit dem lauten Rufe: „Schlagt ihn todt!“ dem Schlosse zustürzte. Als die Tobenden näher kamen, sahen die spähen Frauen, daß dieselben einen Hund verfolgten und unter dem Geschrei: „Ein toller Hund! Schlagt ihn todt! schlagt ihn todt!“ mit Steinen und Knüppeln ihn niederzuschmettern suchten. Aber der arg Verfolgte wußte sich dem allen klug und geschickt zu entziehen und lief in größter Eile dem Schlosse zu. Mit Schrecken erkannte Gräfin Chotel ihren armen Fibel. Sie rief ihren Liebbling ängstlich und wiederholt bei seinem Namen, gleich als wollte sie seinen flüchtenden Lauf dadurch beschleunigen und winkte zugleich der Volksmenge mit ihrem Taschentuche, um die unbarmherzige Verfolgung aufzuhalten. Unterdessen hatte der Hund einen großen Vorsprung gewonnen und alle seine Verfolger weit hinter sich gelassen. Nur ein etwa zehnjähriger Knabe, ein tückes Bürschchen, war dicht hinter ihm und warf fort und fort den Fließenden mit Steinen. Beide langten miteinander im Schloßhof an, und die Gräfin öffnete schnell die Thür ihres Zimmers, um dadurch den gehegten Hund zu retten. Kaum hatte sie den Blutenden und Keuchenden hereingelassen, als auch der Knabe, mit vor Eifer gerötheten Wangen in dem Saale stand und bestig den Tod des Hundes forderte, der seinen Vater so grimmig gebissen habe. Gräfin Chotel, die jetzt geläufig schwedisch sprechen konnte, suchte den erregten Knaben mit freundlichen Worten zu beruhigen. Wie groß aber war ihr Erstaunen, als sie den nun geborgenen Hund freudig und lieblosend an ihm emporbringen sah! Sie wollte das Thier auch beruhigen und rief es daher wieder bei seinem Namen: „Fibel! Fibel!“ Jetzt erwachte der fremde Knabe wie aus einem Traume, starrte den Hund an und wiederholte in fragendem Tone: „Fibel? Fibel?“ warf sich sodann auf den Boden, umschlang das treue Thier und jauchzte: „Ja, du bist Fibel, mein lieber, alter Fibel! Wo aber ist die freundliche Frau, welche immer mit uns gespielt hat?“

Eben jetzt trat ein Diener in das Zimmer und meldete, daß der vom Hunde gebissene Mann die Herrin desselben zu sprechen verlange, wozu die Gräfin sofort bereitwillig war. Als der Bauers-

mann eintrat, erkannte sie sogleich die Gesichtszüge des schwedischen Soldaten, des Räubers ihres Söhnleins, dessen Bild sich ihr unauslöschlich eingeprägt hatte. Bevor der Mann noch zum Worte kommen konnte, näherte sie sich ihm mit den zürnenden Worten: „Sehe ich dich endlich, du Kinbesräuber! der allmächtige Gott hat dich in meine Hand gegeben! Gestehe deine Frevelthat, der Hund hat dich verrathen! Wo hast du mein Kind? was ist aus ihm geworden? Sprich!“ Bei diesen vorwurfsvollen Worten stand der Mann vernichtet da, wie vom Blitze getroffen. Er erkannte die arme Frau, welche durch ihn in so schweres Herzleid gekommen; bleich und zitternd sank er auf die Kniee. Der Hund aber sprang grimmig auf den Knieenden zu und konnte nur mit Mühe von der Gräfin zurückgehalten und an weiteren Angriffen verhindert werden.

Endlich wieder ruhiger und gefaßter, konnte der Bauersmann berichten wie folgt: „Ja, Frau Gräfin, ich bin der Räuber Ihres Söhnleins! Vergeben Sie mir, ich will treulich Alles gestehen, aber Ihnen auch das geraubte Kind wohl und munter zurückgeben! Der barmherzige Gott wird mir ein gnädiger Richter sein!“ Er erzählte nun die ganze Geschichte, wie er zu der gottlosen That bewogen worden und was auf dieselbe gefolgt war. Er begann also: „Als nach der Schlacht bei Jankowitz Ihr Schloß, Frau Gräfin, geplündert und verbrannt worden, kam ich auch dahin mit einigen Nachzüglern unseres Heeres. Ich durchsuchte die rauchenden Trümmer, in der Hoffnung eines oder das andere Werthstück zu finden. Doch umsonst! Enttäuscht und mißmüthig wollte ich eben die Brandstätte wieder verlassen, als ich plötzlich einen vornehmen Reiter mich fragen hörte, woher ich käme und ob ich gute Beute gemacht hätte? Als ich die Frage verneinte und er meine üble Laune mir ansah, sagte der vornehme Herr, daß ich ein gut Stück Geld verdienen könnte, wenn ich einen Auftrag von ihm übernehmen und pünktlich besorgen wollte. Der verlockende Vorschlag leuchtete mir ein und ich erklärte mich sogleich bereit. Der Herr sagte: „Jenes zerstörte Schloß gehört einer Gräfin, die das schwedische Heer an die Oesterreicher verrathen wollte und drum die Anführer der kaiserlichen Truppen beherbergt hat. Ihr böser Plan mißglückte, weil Euer General Torstenson seine Feinde so tapfer angegriffen und besiegt hat. Doch muß die Verrätherin gestraft werden für ihre Hinterlist und Tücke. Wie ich erfahren, hat sie sich in der Nähe des Schlosses mit ihrem einzigen Söhnlein verborgen. Wenn

Ihr die Hinterlistige entdeckt und sammt ihrem Kleinen tödtet, so ist mir der Auftrag geworden, Euch tausend Goldgulden dafür zu zahlen.“

„Ich nahm das Anerbieten gleich an,“ fuhr der Mann fort, „denn es schien mir ein gutes Werk zu sein, eine Verrätherin zu bestrafen; auch die tausend Goldgulden waren nicht zu verachten. Der Reitersmann bezeichnete mir ein Wirthshaus, woselbst er mich nach vollbrachter That erwarten wollte. Zum Beweis derselben sollte ich ihm das Kleid des Kindes einhändigen, worauf das bedungene Blutgeld mir ausbezahlt würde. Das Weitere wissen Sie selber, Frau Gräfin. Ich wollte Sie unbarmherzig erschießen, allein als ich Sie so andächtig beten sah, war's mir nicht mehr möglich! Ich wollte das Kind tödten, aber das Herz widerstrebte mir in der Brust! Unentschlossen, wie ich war, entriß ich Ihnen wenigstens den Knaben. Nachdem ich Ihnen den harten Schlag mit dem Flintenkolben versetzt und Sie wie todt zusammengesunken waren, eilte ich mit dem Kinde fort und übergab es einer mir eben bezeugenden Marktenderin. Sein Kleidchen zog ich ihm aus, tauchte dasselbe in das Blut eines auf der Wahlstatt liegenden Todten und begab mich sodann in das bezeichnete Wirthshaus, wo der vornehme Reitersmann mich erwartete. Gott wolle mir die Lüge verzeihen, mit der ich mir nun zu helfen suchte! Ich erzählte, daß ich den Auftrag richtig vollzogen habe, und übergab das blutige Gewand. Die tausend Goldgulden, das Blutgeld, wurden mir ausbezahlt. Ich suchte nun in aller Eile die Marktenderin auf. Der kleine Hund, welcher mich erst bellend verfolgt hatte, war bei dem Knaben und der Frau geblieben. Ich beschloß, das unschuldige Kind zu retten, es nach Schweden mitzunehmen und dort Vaterstelle an ihm zu vertreten, da ich selbst in kinderloser Ehe lebte. Zudem ich der Marktenderin die Hälfte der tausend Goldgulden übergab, bewog ich sie dadurch in unser gemeinsames Vaterland zurückzukehren und den Knaben meiner einsam lebenden Frau zu bringen. Den so feindlich gegen mich gesinnten Hund aber schenkte ich ihr gerne, denn er wollte mich immer anpacken und beißen.“

„Treu und redlich hat die Marktenderin ihren Auftrag erfüllt. Als ich nach beendigtem Kriege heimkehrte, fand ich den Knaben in meiner Hütte. Ich und meine brave Frau haben so gut Sorge für ihn getragen, wie wenn's unser eigen Kind wäre, das weiß Gott! Meine böse That würde vielleicht niemals entdeckt worden sein, wenn nicht die Liebe zu meinem unvergeßlichen tapfern Feldherrn mich hieher gezogen hätte, um seiner

Begräbnißfeier beizuwohnen. Hier hat mich der Hund entdeckt und gebissen! Und nun, Frau Gräfin, dort steht Ihr Kind! Mir aber mögen Sie huldreich vergeben, was ich Böses an Ihnen gethan habe! Schwer und bitter hab' ich's schon bereut!“

Mit welchem Jubel, mit welcher Herzensfreude die schwergeprüfte Mutter jetzt den wiedergefundenen Sohn umarmte, mag der geneigte Leser sich denken! Auch gelang es bald ihrer zärtlichen Liebe, die dunkeln Erinnerungen an seines Lebens erste Jahre wieder in der Seele Rudolphs zu erwecken, also daß er bald die Mutter erkannte und herzlich sie umfaßte. Dem reuevollen Pflegevater aber vergab die Gräfin in christlicher Milde den harten Verlust und den unsäglichen Schmerz, daran sie, durch seine Schuld, zu leiden hatte während einiger Jahre.

Aus der einfachen Erzählung des Schweden erkannte Gräfin Chotel klar, daß die rache- und habgierigen Vетtern ihres heimgegangenen Gatten den Kindesraub erfunden und angeflistet hatten. Dem Rathe ihrer Freundin Torstenjon folgend, ging sie mit ihrem wiedergefundenen Sohne nach Stockholm, um ihn der Königin Christine vorzustellen und deren mächtigem Schutze zu empfehlen. Schwedens Königin, welche schon früher durch den Statthalter von der Angelegenheit unterrichtet worden, war hoch erfreut über den glücklichen Ausgang derselben. Auf ihren Befehl wurde eine gerichtliche Verhandlung begonnen, in welcher der Kindesräuber, Wort für Wort, seine Aussage wiederholte. Hierauf sandte sie einen Vertrauensmann, mit einem eigenhändigen Schreiben, an die Verwandten der Gräfin im Böhmenlande. Sie forderte dieselben auf, die unrechtmäßig in Besitz genommenen Güter des Grafen Chotel seinem todtvermeinten aber nun wiedergefundenen Sohne freiwillig zurückzugeben. Würden sie dies thun, so wollte die Gräfin Alles vergessen und vergeben, und auch sie, die Königin von Schweden, wolle dies mit gebührendem Dank anerkennen. Falls sie sich aber weigerten, dem Begehren der Königin zu willfahren, so werde dieselbe, im Namen der verwittweten Gräfin, bei dem Kaiserhof zu Wien sie verklagen. Die Folgen eines solchen Schrittes würden sie selbst ermessen können, wenn sie des schwedischen Soldaten wahrheitsgetreue Aussage, welche hier in beglaubigter Abschrift beiliege, aufmerksam und reiflich prüfen wollten.

Der Abgesandte der Königin Christine kam bald zurück und brachte günstige Nachricht mit. Des Grafen Chotel's Vетtern hatten sich, nachdem sie das königliche Handschreiben gelesen,

unter billigen Bedingungen bereit erklärt zur Wiederabtretung sämtlicher Güter, und somit war diese Angelegenheit in aller Stille und auf dem Wege der Güte erledigt.

Bald darauf kehrte Gräfin Chotel mit ihrem so wunderbar geretteten und wiedergesunden Sohne zurück in die liebe Heimath. Der schwedische Bauer und seine Frau, Rudolphs Pflegeeltern, zogen mit nach Böhmen, weil der Knabe sie gar lieb gewonnen hatte und sich nicht gerne von ihnen trennen wollte.

Mutter und Sohn wurden auf ihren Gütern mit großem Jubel empfangen. Sie dankten innig dem lieben und treuen Gott, der Alles so freundlich und gnädig zum Besten gelenkt hatte.

Der kluge Hund aber, der Fidel, wurde von ihnen Allen lieb und werth gehalten und sorgsam verpflegt bis zu seinem Tode.

Woher der Uebername der Straßburger kommt.

Dieser Uebername oder, wie man auch sagt, Spott- und Spitzname, der Straßburger ist allbekannt im heimathlichen Elsaß, und der alte Vöte ist stolz darauf, auch ein Meisenlocker zu sein. Er ärgert sich durchaus nicht, wenn man ihn so betitelt. Um dessen Ursprung kennen zu lernen, müssen wir bis in's Jahr 1552 zurückgehen, da Straßburg noch eine freie deutsche Reichsstadt war, hochgeachtet und hochgeehrt weit und breit. Der damalige König von Frankreich, Heinrich II., verspürte große Lust, Herr und Meister dieser guten Stadt zu werden, mit List oder mit Gewalt, aber die Bürger machten ihm, wie man zu sagen pflegt, „einen Knopf vor die Nase.“ Mit seinem Heere war der König in's Elsaß gekommen, hatte sein Lager in der Gegend von Niederhausbergen, bei dem sogenannten „Hausberger Brunnlein“ aufgeschlagen, und wollte unter mancherlei Vorwand durch Straßburg ziehen, was aber der vorsichtige Magistrat ihm keineswegs gestattete, und das aus guten und triftigen Gründen; er traute nämlich dem schlimmen Fuchs nicht.

Nach dieser Einleitung, welche der Vöte zu besserem Verständniß, für zweckdienlich erachtete, soll nun ein Gedicht in „Stroosburjer Dytisch“ folgen, in welchem die Rede ist vom französischen Könige Heinrich II. und von den Bürgern der freien deutschen Reichsstadt. Also zur Sache:

D'Meiselocker.

Stroosburg isch noch e freiji Reichsstadt g'sinn,
Do fallt's im wälische König Heinrich yn,
In Dytischland behlings unzebredhe.
Er kimmt vor d'Stadt, begehrt m'r soll 'ne schönen,

Mit Saß un Bad un'schröne durchlongehn.

Doch mit 'm Magistrat isch z'ericht ze rede:

Die Herre höere nit an zellem Ohr!

'S wurd mir gereicht, verichlossene blywe d'Thor!

D'r König muess schon bruße blawe.

Er schlaaf syn Zaauer by Hunsberje-n-uff

Un stellt syn Zelt ganz fed uff d'Anhöch muß;

D'r Wyn der hilft 'm d'Zyt vertrywe.

M'r waarte, dent 'r, bis 's de Burrejer g'fallt

Uns durchzolon; geht's nit, ze müen m'r halt

Mit Wehr un Waffe frisch de Durchgang sueche!

Es wurd gezech, — Glässerwyn isch guet, —

Un mancher Ritter krieijs e bitzjs Blut;

M'r hört ne-n-ewwer d'Stefelburjer flueche! . . .

Die waarten-n-ab, bis Einer zornig saaf:

Was bruche m'r so newwerslueß je Staat?

D'Franzose wöelle m'r vertrywe!

Geh't's lang so jurrt, ze mangelt's uns an Brod,

D'noh lon de Find m'r durch us luttter Noth!

M'r wöelle drum e g'salzes Briefel schrywe:

G'schwind uff de Baal, wo unjer Meis' jo steht!

Mit dere soll d'r wälische Majestat

E neu Wajs gepfisse wäere!

Nurr Mann d'rzue; mit frischem Mueth

Bersorje d' Meis' un ziele guet!

Sie solle-n-unsri Meinung höere . . .

Biff, pass! D'ß tracht! D'r Schuh geht los:

In's Zelt fahrt d'Köuel, 's isch famos,

Wo Köenig un viel Ritter schmuuse. —

„Wie heißt der Böuel wo jo ppyßt?“

Kriest Heinrich, der an's Schwert glich greiff,

„Die wäere ball schön mit uns huuse!“ —

's isch d' Meis', Herr Köenig, die ihr Stimm

Lutt höere loßt im Zorn un Grimm.“ —

„Wenn di so locht, ze muess m'r laufe

Un Bedh genn, will m'r odder nit!

M'r wöelle-n-awwer — 's geht noch mit —

D'Stroosburjer Meiselocker tauje!“ —

D'r Köenig saaf's; sie basche-n-abb;

'S geht geije Haauenau im Trabb;

D'r Meis' ihr G'sang het d'Find vertrywe!

Von zell're Stund an, ganz genau,

Isch jedem Kind von Stroosburg au

Der Newernamme schön gebliuwe.

D. H.

Schließlich noch einen hochdeutschen Vers aus dem Gedichte: König Heinrich II. und die Meisenlocker, von August Stöber, dem lieben alten Freunde des Vöten broben in Mühlhausen:

Die Angel ist geflogen fast eine Stunde weit,
Vom Wall ein Meisenlocker gab ihr so gut Geleit;
Der ließ eine Meise singen und pfeifen ein Liedchen fein,
Sie flog mit Schwirren und Saugen in's Königszelt hinein.

Die Geyser auf Island.

Von allen vulkanischen Gegenden der alten und der neuen Welt bietet die Insel Island die größte Mannigfaltigkeit interessanter Naturerscheinungen. Der Geologe, der Botaniker, der Ornithologe, das heißt, weniger gelehrt gesprochen, der